

Gender

Paula-Irene Villa

Als die Grüne Ricarda Lang im Januar 2022 zur Vorsitzenden der Partei gewählt wurde, liefen Social Media voll von Kommentaren. Gehässigen, abwertenden, beleidigenden – und manchmal freundlich-gutmeinenden – Kommentare, die sie als *dicke junge Frau ohne Uni-Abschluss* adressierten und dabei, gelinde gesagt, verspotteten. *Body shaming* begleitet die Politikerin nicht erst seit sie öffentlich sichtbar ist, ihr Dicksein ist ihr Leben lang, in der Kombination mit ihrem Geschlecht, Anlass zu Gehässigkeit und *bullying* (Alonso García).

Der »Körper ist die Visitenkarte« von Menschen in Gesellschaft (Villa). Vom → Körper wird auf den Menschen zurückgeschlossen, taxiert und bewertet wird dabei im Fadenkreuz zahlreicher (aber nicht beliebiger) Differenzen, die intersektional zu politisch durchwirkten Differenzregimen verwoben sind. Gender, die Geschlechtlichkeit als biosoziale Differenzierung also, ist auf allen Ebenen – normativ, körperlich, affektiv, politisch, historisch usw. – unausweichlich mit anderen Differenzdimensionen verklammert. Ob männlich, weiblich, ob »divers«, non-binary, trans* ... so oder anders, Geschlechtlichkeit ist nicht nur besonders relevant für die alltägliche Wahrnehmung von Menschen, sie ist zudem immer auch als anerkennbare Form im Alltag hervorzubringen. *Doing gender* findet permanent statt (West/Zimmerman). Diese praktische, andauernde, konkrete, handlungsbasierte und normativ konstituierte, historisch bedingte Herstellung von Geschlecht ist auf zwei miteinander verbundene Normen hin gefluchtet, an denen sich das alltägliche Tun messen lassen muss: Als von Natur aus gegeben und als in sehr spezifischer – aber oft nicht explizierter – Weise eigentlich. Anders gesagt: Die phantasmatische Norm (Butler) von Geschlechtlichkeit impliziert eine vage, unfassbare, umso wirkmächtige Vorstellung einer »natürlichen Eigentlichkeit«. Im Vergleich mit dieser Norm gibt es zahlreiche Variationen uneigentlicher, falscher, unangemessener, nicht-richtiger Formen von Geschlechtlichkeit. Dicke

Gender sind genau solche ›falschen Formen‹. *Literally*. Dicke Körper werden durch die intersektionale Gender-Brille als in vielerlei Hinsicht falsch gelesen: falsch geschlechtlich, normativ und moralisch defizitär, womöglich nicht gar so menschlich, also monströs, pervers, wider- oder, paradoxerweise im Gegenteil, allzu natürlich (nicht kultiviert genug). In einem hegemonial binär-heteronormativen Differenzregime gilt: Dicke Männer sind demnach keine richtigen Männer, nicht richtig männlich, auf falsche Art männlich. Dicke Frauen sind demnach keine richtigen Frauen, nicht richtig weiblich, auf falsche Art weiblich. → Medien wie Fernsehfilme und Porn-Genres, Werbungen und Romane, Memes und Insta-Stories inszenieren regelmäßig und z.T. als fest etablierte Genrekonvention dicke Männer und Frauen entsprechend als Witzfiguren, tragische Loser – deren Tragik bisweilen in Toxizität umschlägt –, oder als asexuelle, infantilisierte Knuddelpummelchen.

Das Stereotyp von der attraktiven – schönen – Frau ist, weiterhin und wesentlich, die junge, fit-gesunde, sich moralisch disziplinierende Weiblichkeit, die sich dem heteronormativen *male gaze* gemäß als zugleich tugendhaft und sexuell verfügbar präsentiert. Demgegenüber ist die dicke Frau, ist dicke Weiblichkeit ein Exzess. Ein Zuviel, das durchaus sexualisiert und bisweilen fetischisiert wird (etwa als in sich verzweigte Kategorie des Porn), oder das, im Gegenteil, kindlich entsexualisiert wird, das sich aber in allen Fällen dabei den disziplinierenden Imperativen der heteronormativen zweigeschlechtlichen (Heirats-)Märkte entzieht: Die dicke Frau ist in jedem Fall eine nicht-richtige Frau. Wie ja auch z.B. alte, lesbische oder finanziell autonome Frauen. Der Mut, weiblich und dick zu sein, also sich den Anrufungen hegemonialer Weiblichkeit zu entziehen, evoziert offenbar nach wie vor massive Abwehr, → Stigma, Spott und nicht selten verbale sowie physische Gewalt. Auch → queere Menschen oder auf nicht-hegemoniale Weise (Connell) männliche dicke Menschen werden sozial geächtet und leben riskant. Cis hetero Männer können, bislang jedenfalls, ihr Dicksein womöglich mit Status, Macht, Erfolg, Geld kompensieren, doch bleibt ihre dicke → Männlichkeit besonders prekär. Dicksein ist, egal in welcher geschlechtlichen Form, bislang immer eine geschlechtliche Devianz, die nach wie vor mit Stigma, *bullying*, z.T. mit Gewalt und Exklusion einhergeht. Auch darum sind feministisch-queere Artikulationen im *fat activism* und die Auseinandersetzung mit dicken Geschlechtlichkeiten in den Fat Studies so wichtig (Farr; Saguy; → Feminismus; → Aktivismus).

Literatur

- Alonso García, Sina. »Ricarda Lang. So geht die neue Vorsitzende der Grünen mit Bodyshaming um«. *Frankfurter Rundschau*, 1. Februar 2022. <https://www.fr.de/panorama/ricarda-lang-so-geht-die-neue-gruenen-vorsitzende-mit-bodyshaming-um-zyx-zr-91273783.html>. Zugriff: 17. Februar 2022.
- Butler, Judith. *Körper von Gewicht: Die diskursiven Grenzen des Geschlechts*. Berlin Verlag, 1995.
- Connell, R.W. *Masculinities*. Allen & Unwin, 1995.
- Farr, Daniel. »Introduction to the Special Issue: Fat Masculinities«. *Men and Masculinities* 16, 4, 2013, S. 383-386, <https://doi.org/10.1177/1097184X13502650>.
- Saguy, Abigail. »Why Fat is a Feminist Issue«. *Sex Roles: A Journal of Research* 66, 9-10, 2012, S. 600-607, <https://doi.org/10.1007/S11199-011-0084-4>.
- Villa, Paula-Irene. »Haut und Haar als Visitenkarte. Ein Gespräch«. *Sozialmagazin* 1-2, 2017, S. 7-13. http://www.beltz.de/fileadmin/beltz/newsletter/pdf/sozialmagazin17_1-2_villa.pdf. Zugriff: 17. Februar 2022.
- West, Candace und Don H. Zimmerman. »Doing Gender«. *Gender & Society* 1, 2, 1987, S. 125-151, <https://doi.org/10.1177/0891243287001002002>.

